

Nr. 168. Bydgoszcz / Bromberg, 27. Juli 1937

Herzschlag zwischen den Bergen

Roman von Andre Mairock.

(46. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Aus diesen Erinnerungen an frühere Tage schreckte ihn ein Geräusch, das von der Tür des Hofes herkam. Er sah eine Gestalt auf sich zukommen, mit einer brennenden Laterne in der Hand.

Bruno wollte fliehen, aber es war zu spät. Schon stand die junge Falkenbäuerin neben ihm. Sie wollte eben die Öllampe vor dem Kreuz anzünden, dann erkannte sie ihn beim Schein des Laternenlichts und fuhr leicht zusammen.

„Brauchst dich nit fürchten, Wally! I bins, der Falken-Bruno . . ."

„I wollt bloß 's Armeseelenlichtle anzünden", sagte sie, als müßte sie sich wegen der Störung entschuldigen.

„Du hast mich wohl nicht erwartet da?"

Sie antwortete nicht gleich, sondern sah ihm lange forschend in die Augen. „Es hat lang dauert, bis du den Weg zum Falkenhof g'funden hast, Bruno! Warum hast du dich nie sehen lassen?"

„Frag mich nit danach, Wally! — — Dein Vater hab i vorher 'troffen. Er hat mir auf'tragen, daß i dir sagen soll: wir hätten uns am Kreuzweg 'troffen und seien am Kreuzweg auseinander'gangen, der eine sei rechts und der andere links 'nauf'gangen . . ."

Wally schien ihren Vater besser zu verstehen, denn sie verfiel in ein sinnendes Schweigen.

Bruno beobachtete ihr Gesicht, als erwarte er von dort die Entscheidung seines Lebens.

„Wann willst im Falkenhof einziehn, Bruno?" fragte das Mädchen plötzlich und unvermittelt, mit einer solchen Selbstverständlichkeit, daß sich Bruno überzeugen mußte, ob er wachte oder träumte . . .

„Du bist der Herr vom Falkenhof, Bruno! I hab dös nie vergessen! Mein Vater hat a großes Unrecht begangen und er soll's jetzt büßen! So an alten Hof kann man nit mit Geld kaufen!"

„Wally!" schrie Bruno, als zweifle er an ihrem gesunden Verstand. „Weißt du überhaupt, was du sagst?"

„Eiau, recht gut! — — Sag mir, wann du einziehen willst; so lang will i noch da bleiben!"

„Und dann?"

„Dann? — — — I find mein Brot schon! A ehrlichs Brot, dös i mir selber verdien!"

Bruno war sprachlos: das Mädchen wollte ihre Heimat opfern, nur, um ihm die seinige wiederzugeben. Das ging über seine Begriffe. „Wally! — — Warum denn dös? Warum?"

„Weils so recht ist!" war die ruhige Antwort.

„Du verlierst aber dei Heimat dabei!"

Sie schüttelte den Kopf. „I hab noch nie eine g'habt!"

„Dann sollst jetzt eine haben!" schrie er voll innerer Erschütterung.

Sie sah ihn lange schweigend an. Die runden Arme, die nur schwere Arbeit kannten, hatte sie vor der Brust verschränkt; ihr Körper fröstelte.

In diesem Augenblick schlug im Tal die Abendglocke an. Wally brannte sofort an dem flackernden Licht der Laterne einen Span an und hielt die Flamme über den Docht der Öllampe vor dem Kruzifix: rötlich leuchtete das Armeseelenlichtle auf, und der Schein zuckte über die beiden bleichen Gesichter.

Stumm standen sie da. Wally blickte auf das Kreuz, und ihre Lippen flüsterten ein kurzes Gebet

Bruno mußte sich alle Gewalt antun, um nicht ihre Hand zu fassen und sie an seinen Mund zu drücken. Das Mädchen war wohl reich an Geld, aber arm an Liebe . . .

Wally bekreuzigte sich und wandte sich wieder an ihn. „Komm rei'!" sagte sie fröstelnd.

„Noch nit, Wally! Vielleicht morgen . . . oder übermorgen!"

„Und dann,"

„Wally!" rief er noch einmal und seine Stimme zitterte. Es könnt' sein, daß der Falken-Bruno, so wie er ist, amal zu dir kommt und zu dir sagt, daß er a Bäuerin braucht! Was tätst ihm dann antworten?"

Sie starrte ihn überrascht an. „Du?" — — — Dann schüttelte sie den Kopf. „I nimm dir's Glück nit, Bruno!"

„Aber geben sollst es mir!" schrie er ungestüm. „Ja, i hab mein Schicksal lang nit verstanden, weils gar so g'spaßige Wege 'gangen ist! Aber es hat sich doch so schön g'fügt, daß es auch so a dummer Bub wie i begreifen muß! — — Damals, wie dös Lichtle wieder erstmal brennt hat, da hab i's g'merkt, daß auch heut noch zwischen unseren Bergen gute Herzen schlagen! I hab's nit g'wußt, wer's anzündt hat, aber dös hab i g'wußt, daß der Falkenhof wieder auferstanden ist! Und jetzt frag i dich, Wally: wo sind die Falken?"

„Du bist einer!"

„Jawohl, i bin einer, — — aber auch du! — — Uns zwei wird's treffen, glaub mir! Mach nix dagegen, es hat kein Wert! — — Warum sind wir doch so dumm, Wally! Damals wie wir mitnander zur Schul' 'gangen sind, der Falken-Bruno und die Fallmüller-Wally, da bin i noch g'scheiter g'wesen, wie heut! — — Aber trotzdem ist's jetzt so 'kommen, wie's kommen hat müssen. — — — Und jetzt, gut Nacht, Falkenhoferin!"

Er drückte ihr die Hand so stark, daß sie aufschrie, und ehe sie ihm noch antworten konnte, war er bereits in den Talnebeln verschwunden, die jetzt wie weiße Wolken über die Höhe rollten . . .

Die Treibjagd.

Schon nach wenigen Minuten stand Bruno wieder drunten, auf dem Kreuzweg. Seine Gedanken weilten immer noch droben im Falkenhof. Nun hatte er wieder eingegriffen in das Geschick des alten Hofes, und so wunderlich sich dieser Abend gestaltet hatte, er wunderte sich nicht einmal mehr darüber. Er wußte, der Hof war in guten Händen, und die treue Wally beherrschte seinen ganzen Gedankenkreis . . .

„Ei, Bruno!" rief eine Stimme aus nächster Nähe, und quer über die hartgefrorenen Wiesen schritt Robert Heller der Straße zu. Um seine Schulter hatte er die Flinte hängen; denn er kehrte eben von seinem Dienstgang heim.

Bruno wartete auf ihn.

„Du kommst vom Falkenhof?" fragte der Forstmann, als sie nebeneinander dem Dorf zuschritten.

„Ja."

„Dann gibt's wohl bald wieder eine Hochzeit in Hochwies?" wollte Robert spaßen.

Bruno antwortete nicht, nur sein Kopf neigte sich auf die Brust herab.

„Nein, so war es nicht gemeint, Freund! Ich will dich nicht verletzen! Schau, es freut mich ja nur, daß du endlich jenen Weg gefunden hast, den du gehen mußt! — — Für jeden Menschen liegt ein Scheffel Glück bereit im Leben, nur vermögen es nicht alle zu finden, und die, die es nicht finden, streiten sich mit den anderen herum. Ist es nicht so?"

„Kannt sein."

„Dann sind wir wieder die alten Freunde?"

„Wir sinds immer g'wesen, Robert!"

„Nicht immer! — — Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo auch wir uns um denselben Scheffel Glück stritten, Bruno! Und der Kampf war recht ungleich, weil du viel stärker warst als ich!"

„Hm . . . vielleicht an der Rankenwand . . . !"

Sie fielen wieder in ein nachsinnliches Schweigen; das gemeinsame Erlebnis damals an der Rankenwand hatte jedem ein unauslöschliches Merkmal in die Seele gedrückt.

So kamen sie an jene Stelle, wo sich ihre Wege trennten. „Leb wohl, Bruno! — — Und viel Glück!" sagte der junge Forstmann und sah dem Freund nach, wie er hochaufgerichtet dem finsteren Wald zuschritt, in dem die kleine Säge lag.

Einem plötzlichen Gedanken folgend, änderte der Forstmann die Wegrichtung und kehrte nicht gleich heim ins Forsthaus, sondern erklomm das „Köpfle", um Herrn Hammer und, wenn er Glück hatte, vor allem seinem schönen Töchterlein, einen Besuch zu machen.

Und er hatte Glück; Luise selbst öffnete ihm die Tür und führte ihn in das gemütliche Wohnzimmer, das heute mit dickem, ätzendem Tabaksqualm angefüllt war. Robert glaubte den Geruch des Tabaks zu erkennen . . . und richtig: am Tisch saß der Jäger-Barthl, zog unbeirrt an seiner Pfeife und nahm sich kaum Zeit, den hausangesetzten Heidelbeerschnaps, der ihm von dem freundlichen Hausherrn kredenzt wurde, bedächtig zu schlürfen.

Der Jäger-Barthl hatte im Auftrag des Herrn Birkmann den jagdlustigen Pensionär zu der Treibjagd eingeladen, die morgen stattfinden sollte, und Herr Hammer fühlte sich verpflichtet, dieser Einladung mit einer Freundlichkeit entgegen zu müssen und reichte dem biederen Jäger einen kräftigen Trunk. Freilich hatte er dabei nicht an die furchtbare Pfeife gedacht, die Barthl keinen Augenblick missen konnte, und mußte es sich jetzt wohl oder übel gefallen lassen, daß seine trauten Räume von dem Jäger mit seinem stickigen „Östreicher" beräuchert wurden.

Robert begrüßte seinen Kollegen vom Gemeindewald recht herzlich; das gemeinschaftliche Berufsleben hatte zwischen den beiden Jägern, trotz des Altersunterschiedes, eine Art Kameradschaftlichkeit aufkommen lassen, und der Jäger-Barthl ließ es sich ganz gern gefallen, wenn sein junger Kollege über seine Eigenart dann und wann einen Witz machte.

„Wieviel wollt ihr denn morgen umlegen, Barthl?" fragte Robert, den Schelm in den Augen.

„Mit a sechzig Stück möcht i schon rechnen", schätzte Barthl.

„Sind da die Geißen vom Geyer-Franz auch dabei?"

„Geißen nit, — — aber seine Gams!"

„Da hast du dich aber verrechnet, Barthl!"

„Warum?"

„Weil der Geyer-Franz seine Gemsen vor etwa fünf Stunden in den Staatswald gejagt hat!" Und Robert erzählte seinen Zuhörern, wie er heute den Geyer-Franz habe beobachten können, als er zehn Prachtgemsen über das „Kobler-Schwand", also über die Grenze der Gemeindewaldung getrieben habe . . .

Der Jäger-Barthl wurde bös: „Dös ist a Frevel! Den Tropfen werd' i mir morgen amal z'leihen nehmen!"

„I möcht dir trotzdem abraten, Barthl! Du hast selber nicht gesehen, und ich mache dir keinen Zeugen, weil ich nichts dagegen hab, wenn zehn solcher Prachttiere bei uns auf Besuch weilen!"

Herrn Hammer gefiel die Geschichte so gut, daß er ein helles Lachen anstimmte, in das bald alle einfielen.

Nur der Jäger-Barthl bekam einen zornroten Kopf, und sein Kropf trat drohend aus dem Hemdkragen hervor, und aus seiner Pfeife stieß er wahre Wetterwolken gegen die weißgetünchte Zimmerdecke. „Aber g'schossen wird von dir keine!" schrie er Robert an, und seine an sich so gutmütigen Augen blitzten leidenschaftlich auf.

„Und warum nicht?" reizte Robert weiter.

„Weil sie 'm Staat nit g'hören!"

„Wer will denn das beweisen? — — Wenn ich keine von den Gemsen schieße, dann geschieht es nur deswegen nicht, weil bei uns dieses Jahr keine Gemse geschossen werden darf, Barthl. Du kannst also ganz ruhig sein. Und wenn die Treibjagd vorbei ist, werden die Gemeindegemsen schon wieder zu euch heimkehren, dafür wird schon der Geyer-Franz sorgen!"

Der Jäger-Barthl leerte mit einem Zug sein Glas und erhob sich. „Jetzt ist's alleweil schon, wie 's ist! 's nächste Jahr treibt mir der Malefiz kein Wild mehr vom Schuß, so wahr i der Jäger-Barthl bin!"

„Wenn du mit deiner Pfeife kommst, werden sie sowieso ausrücken; da braucht man keinen Geyer-Franz!" lachte Robert, und die anderen stimmten belustigt bei.

Der Jäger-Barthl verzog schmunzelnd seinen Mund. „Bei Gott, sakra . . . Dös wär so a Spaß, wenn man 'm Jäger-Barthl 's Rauchen auch noch verbieten tät! — — Lieber nix z'essen! — — Jetzt muß i aber gehn! Gut Nacht mitnander . . . und nix für ungut!"

Herr Hammer gab dem seltenen Gast das Geleit vor die Haustür.

So war Robert einen Augenblick mit dem Mädchen allein und nützte die Gelegenheit, dem Mädchen die große Neuigkeit zu verraten. „In Hochwies wird es bald eine Hochzeit geben, Luise!" sagte er mit wichtiger Miene.

„Wirklich?" Das Mädchen sah ihn mit seinen großen Augen merkwürdig an. Es lag etwas wie Angst darin.

„Bruno wird — Falkenbauer!" fuhr Robert mit verhaltener Stimme fort.

Ihre Augen glänzten wie im Fieber, und ihr Gesicht wurde bald rot und bald leichenblaß . . .

„Es ist ihm zu gönnen", fuhr Robert nach einer Pause fort. „Der arme Kerl wäre gestorben vor Sehnsucht nach seinem Heimathof. Der Gram der letzten Wochen hat ihn aber wirklich zu einem Menschen gemacht, dem man mit Achtung begegnen muß, ob man will oder nicht . . ."

Herr Hammer trat eben in diesem Augenblick ins Zimmer, und Robert brach ab.

„Die Einladung freut mich!" rief Herr Hammer außerordentlich gut aufgelegt. „Sie müssen mit mir noch eine Flasche leeren, junger Freund!" Eigenhändig entkorkte er eine Flasche „Tyroler" und forderte den jungen Forstbeamten zum Mittrunk auf.

Kaum hatten sich die beiden Männer in ein weidmännisches Gespräch vertieft, da schlich sich das Mädchen unbemerkt zur Tür hinaus und eilte auf sein Zimmer.

Allein wollte sie jetzt sein; denn die Nachricht Roberts hatte sie erschüttert, obwohl sie täglich darauf gewartet hatte. Hatte sie diesen Falken-Bruno wirklich so stark geliebt? — — Sie hörte gern von ihm erzählen, auch hatte sie jedesmal gefühlt, wie ihr das Blut zum Herzen drang, wenn sie ihm gelegentlich begegnet war . . . Sie bewunderte seine Kraft und seinen Mut, und beugte sich gern unter seinen unerschütterlichen Willen; er war wirklich ein besonderer Mensch, dieser Falken-Bruno, ein Mensch, den man nie mehr vergessen kann . . . Sie erinnerte sich daran, wie er damals als Sieger über den Bergtod, mit dem Freund über der Schulter, aus der Rankenwandschlucht gestiegen war, und wünschte von ganzem Herzen, daß er als Sieger über sein eigenes Schicksal durch das Leben gehen möchte: groß, kräftig, unerbittlich . . .

Sie wußte, einmal kam die Zeit, in der an Stelle dieses Schmerzes, der heute ihr junges Herz erschütterte, der Stolz treten würde, von diesem Mann, wenn auch nur für kurze Zeit, geliebt worden zu sein; das bezeugten die beiden Edelweißblumen, die er damals von der Brust des verunglückten Freundes genommen und ihr in die Hand gedrückt hatte . . .

Sie entnahm einem kleinen Buch mit Goldschnitt und zierlichem Bändchen, das sie in einem geschnitzten Holzkästchen über dem Bett verwahrte, zwei Edelweißblumen und preßte sie lange auf den zuckenden Mund . . .

(Fortsetzung folgt.)

Vater und Sohn.

Erzählung von Josef Martin Bauer.

Thomas Boll hatte seinem Vater geschrieben, er möge doch einmal sein altes Versprechen einlösen und in die große Stadt kommen. Das Geld für die Fahrt sei mit der gleichen Post weggeschickt worden, und wenn davon noch etwas übrig bleibe, dann möge der Vater es uhig verbrauchen, denn in der Stadt werde für ihn und seine Bedürfnisse gut gesorgt sein. Als das Geld gekommen war, dachte der Maurer Thomas Boll vierzehn Tage ruhig über alles nach, er fragte seine anderen Kinder, ob sie einige Zeit ohne ihn auskommen könnten, und er ärgerte sich, als die Kinder, die großen Kinder, über seine Frage lachten.

Weil genug Geld geblieben war, kaufte der Alte einen teuren Hut, einen, der so weich und streichelhaarig war wie Samt, denn in die Stadt durfte man nicht mit einem verschossenen Hut kommen, der mehrfach schon die ausgebleichten Spuren ausgekratzter Mörtelspritzer trug. Den Kindern sagte er alles noch einmal, was zu tun und zu behüten war in seiner Abwesenheit, dann ging er an einem Morgen auf den Spurwegen über das taunasse Gras zur Bahn.

Bei solchem Alter war gar nichts mehr eilig, und weil Thomas die Welt ohne Hastigkeit an den Fenstern vorbeiziehen sehen wollte, nahm er den langsamen Zug, der zur Fahrt einen ganzen Tag und eine volle Nacht brauchte. In der Nacht, die den ganzen Körper sitzensmüd und mürb machte, dachte Thomas plötzlich an ein vergessenes Vorhaben. Er hatte dem jungen Thomas Boll nicht geschrieben, wann er eintreffen würde in der großen Stadt. Aber es konnte schon nicht sehr viel geschehen, man redete doch auch in der Stadt die gleiche Sprache, mit der man sich über dieses Vergessen hinweg verständigen konnte. Es war nicht schlimm und nicht gefährlich. Thomas durfte wieder schlafen. Als dann nach einem Tag und einer Nacht der Zug seine Menschen ablud in der großen Stadt, ging der Maurer Thomas Boll mit der Neugier und den klaren Augen eines Kindes durch die Straßen. Die Menschen zeigten ihm den Weg, wo er den Briefumschlag mit der Adresse seines Sohnes vorzeigte, alles Leben um ihn her lief unbekümmert weiter, und die Sonne brach durch den Dunst der Stadt wie daheim durch den Morgennebel am Bach.

Gegen Mittag hatte Thomas Boll die Straße und das Haus gefunden. Eine Frau kam heraus auf sein Läuten und fragte zwischen Tür und Angel nach den Wünschen des Besuchers. Zu seinem Sohn wolle er kommen, zum jungen Thomas Boll. Die Frau — sie war auch schon alt — gab dem Mann die Hand hin. Der Herr Thomas werde sich gewiß recht freuen darüber, er habe schon erzählt von diesem beabsichtigten Besuch, aber jetzt sei er nicht da, er sei im Werk und werde vor dem Abend nicht zurückkommen. Der Maurer hatte seinen neuen Hut abgenommen und drehte ihn im Nachdenken zwischen den Fingern. Ob er das Werk finden könne?

Die ältliche Frau, die gut und freundlich war, und sicher auch mit gleicher Güte den jungen Menschen versorgte, führte den schwerfälligen Besucher durch die Straßen, brachte ihn an die Stadtbahn, sagte ihm die Haltestelle, sagte es ihm noch einmal und ein drittes Mal, weil der Mann nur halbverstehend nickte, dann fuhr Thomas zu seinem Sohn, der Konstrukteur war in einem großen Werk.

„Zu Herrn Boll?"

„Ja. Ich bin sein Vater, und ich heiße auch Thomas Boll." Dann konnte der Alte durch das Tor gehen. Ein Mann ging mit ihm, der führte ihn weit herum und ließ ihn am Ende allein in einem Zimmer, durch dessen andere Tür der Vater die Stimme des jungen Thomas hörte. Er saß wartend in einem weichen Stuhl, er nickte ein paarmal zustimmend, wenn der junge Mann drinnen im anderen Zimmer sich mit lauter Stimme Gehör verschaffte in dem wirren Gerede. Er dachte an das überraschte Gesicht, das sein Sohn machen würde, er konnte ja warten, bis die Arbeit da drinnen zu Ende war. Müde war er geworden von der langen Fahrt, aber jetzt war er hier, und nur eine dünne Wand trennte ihn von dem jungen Menschen, der es im Leben zu mehr brachte als er. Die Stimme war gut. Und was der junge Thomas erklärte, mußte schon seine Richtigkeit haben, denn man schwieg drinnen, wenn die feste Stimme etwas ganz nachdrücklich erklärt hatte.

Der Stuhl war weich, der Reiseweg war lang gewesen, Thomas Boll lehnte sich langsam weiter zurück, er schlief ein, als aus dem Reden drinnen ein kaum hörbares Klappern von Geräten geworden war. Gute Nacht, Thomas! Was der Bub wohl für ein verdutztes Gesicht machte, wenn man sich da im Türstock gegenüberstand? Darüber mußte der Alte im Einschlafen leise in sich hineinlächeln, und dieses Lächeln blieb stehen auf seinem Gesicht.

Irgendwer erinnerte sich, daß man dem jungen Konstrukteur noch gar nichts gesagt hatte von dem Besuch seines Vaters. Da draußen mußte er doch sitzen, er wartete schon seit etwa drei Stunden, ja, da draußen! Der junge Thomas ging hinaus, und der Vater überhörte sogar das heftige Aufklinken der Tür, denn er schlief hier seit Tagen zum erstenmal wieder ganz tief. Weit zurückgelehnt lag er im Stuhl, sein Hut war den schlafenden Händen entglitten und ins Zimmer gerollt, das Gesicht war älter geworden, der Bart war in grauen Stoppeln nachgewachsen, und das Gewand trug helle Flecken, wo das Handwerk mit Kalk abgefärbt hatte.

War der Vater denn immer so gewesen? Immer so grau und immer so angezogen im Sonntagsgewand, das noch die Spuren der kalkigen Arbeit trug? Der Sohn hatte ihn anders im Gedächtnis gehabt. Als einen klugen, alten Mann, der belehrend und groß und in allem vorbildlich neben den Kindern hergegangen war.

„Vater!" Der Vater wachte langsam auf, und das erste, was er sah, war das ablehnende Gesicht seines jungen Thomas, eben hatte er sich noch auf das überraschte Gesicht des anderen gefreut, und nun stand der Mensch groß und unwillig vor ihm, er freute sich gar nicht über den Besuch, den er selber doch vor etlichen Wochen eingeladen hatte.

Der Vater stand auf. Er war auch im Alter noch ein großer Mann geblieben, aber der Sohn sah den anderen Vater nicht mehr in ihm, der so selbstverständlich belehrend, so klug und wissend neben ihm gegangen war und jedes Kleine mit der beweglichen Hand hatte deuten können. Nun wurde diese Hand wieder lebendig, aber anders als früher. Sie hatte keine Sicherheit und sie deutete ohne Ruhe überall herum. Thomas war verärgert, als der Vater, von dem er mit dem Namen doch alles geerbt hatte, an seiner Seite durchs Werk ging. Er gab nur selten eine richtige Antwort, wenn der Vater mit zeigenden Fingern fragte, er gab den Nachmittag und den Abend hin und hoffte im stillen bloß, daß der Vater bald wieder heimfahren werde.

Die alte Frau, die ihn betreute, sollte sich um den Vater kümmern. Die konnte lachen mit ihm, die erklärte ihm die Stadt, die verstand alles richtig, was der Alte fragte. Sie sollte ihn führen und ihm alles sagen, das war wohl das Beste. Und wenn der Vater erst wieder wegfuhr — —

Aber er blieb eine ganze Woche lang, und der Sohn gewöhnte sich allmählich daran. Am letzten Tag gingen sie beide, der junge und der alte Thomas, durch die Stadt. Das hatte der Vater gewollt. Und jetzt führte der Vater, er wußte, was die Frau ihm gezeigt hatte, er hatte mit ihr eine alte Kirche gefunden, die mit irgend einem von der Stadt verschlungenen Dorf übernommen worden war. Sie gingen hinein, und der Vater erklärte mit deutendem Finger, was er von der Bauart und vom Steinschluß des Gewölbes verstand, er war hier in der Kälte und dem Halbdunkel wieder der kluge Mann, der groß neben dem Sohn stand, so daß der die Falten und Ätzflecke auf dem alten Gewand nicht mehr sah. Dieser in die Stadt hereingewachsene Fetzen Dorf gab dem Vater die unaufdringliche Gleichmütigkeit wieder und seinem Gesicht wieder die schöne Ruhe, die der Sohn noch gewußt hatte vor wenigen Wochen.

„Siehst du?" Der Vater griff das Steinwerk ab, er fand immer wieder Neues. „Siehst du, Thomas?" Ja, Thomas sah. Aber er sah bloß den Menschen an, der mit ihm ging, und er legte leicht seinen Arm an den seines Vaters, wie um das Unrecht abzubitten, das er eine Woche lang dem Vater angetan hatte.

Am Morgen darauf fuhr der alte Thomas Boll wieder weg aus der Stadt, und den anderen Kindern erzählte er, wie er mit dem Sohn alles ausgeredet habe, was zwischen ihnen auszureden war.

Der Murrkater.

Ein Zeitbild von **Claus Back.**

...n sieh dir das bloß an!" sagte Alois Mehlig. „Diese vielen Menschen auf einem Haufen! Der Krach und der Staub! Sowas nennt sich Vergnügen! Nein, das wär' nichts für mich, so ein neuartiger Massenausflug! Was hat der einzelne davon? Nichts!" — Karl blies den Rauch in die Räume des Gartenlokals, sah auf den Menschenschwarm, der lachend und lärmend draußen vorbeizog, und antwortet: „Ja, du hast ganz recht."

Ein paar Tage darauf erschien Karl bei Alois. „Wie wär's denn, kommst du nächsten Sonntag mal mit?" Sie wollten eine Dampferfahrt nach Paretz machen. Alois zog die Stirn kraus und überlegte. Und nach Paretz, das waren drei Stunden hin und zweieinhalb Stunden zurück, hm! Und dann, das Wetter war herrlich, und die im Rundfunk hatten gesagt, das Hochdruckgebiet über Litauen würde sich noch verstärken! „Gut!" sagte Alois, „gemacht!" — „Also, um neun Uhr treffen wir uns im „Aalkasten" bei Ludwig! — —

Ludwig, der Wirt vom „Aalkasten", stand auf dem Landungssteg und wünschte frohe Fahrt. Auf dem Oberdeck neben dem Schornstein saßen Alois Mehlig und sein Freund Karl nebst Frau. Langsam setzte sich das Schiff in Bewegung. Malerisch altertümliche Hinterhöfe glitten vorbei. Freund Karl hatte viel zu tun. Andauernd hatte er zu grüßen und Hände zu schütteln. „Woher kennst du nur all die Leute?" fragte Alois Mehlig verwundert. Karl aber lachte listig: „Das ist doch eine Gemeinschaftsfahrt von unserem Betrieb!"

„Gemeinschaftsfahrt? Betrieb?!" Nach dieser Frage blieb Alois Mehlig zunächst der Mund offenstehen. Dann kniff er die Lippen zusammen und bekam tiefe Falten auf seiner Stirn.

Und schon ging's los. Ein Bläserchor von fünf Mann auf dem Vordeck begann einen Marsch zu spielen. Auf dem Achterdeck ertönte eine Ziehharmonika, dort wurde getanzt. Dazwischen zirpte noch irgendwo eine Mundharmonika. Alois Mehlig zog den Kopf ein. Sein Gesicht sah ganz zerknüllt aus. „Haben denn diese Leute gar keine Nerven?" stöhnte er. — Nein, die Leute hatten anscheinend keine Nerven. Dafür aber hatten sie eine ziemliche Menge Fröhlichkeit mitgebracht. Alles lachte und warf Scherzworte hin und her wie bunte Bälle. Jedes entgegenkommende Schiff wurde mit Winken und Rufen begrüßt.

Alois Mehlig machte nicht mit. Er winkte nicht, lachte nicht und prostete nicht. Er stieg hinunter und verkroch sich einsam in der Kajüte. Dort sah er kein blaues Wasser mehr, keine grünen Ufer und weißen Segel in der hellen Sonne. Aber der Musik und dem Gesang konnte er auch dort nicht entgehen, ebensowenig dem Anblick eines zärtlichen Liebespaares, das keine Rücksichten auf den murrenden Mann in der Kajütenecke nahm. — —

„Wo steckst du denn?" rief Karl, der ihn gesucht hatte, „wir sind gleich da!" Schwerfällig stand Alois auf. Man war am Landeziel. Und während die anderen mit Musik ins Dorf einzogen, trottete Alois Mehlig schwerfällig hinterdrein. Im Gasthof im Garten setzte sich alles an lange Tische. Da das Essen noch eine gute Weile auf sich warten ließ, wurden Lieder angestimmt. Alois sang nicht mit. Jemand stieg auf den Stuhl und rief, es sei hier nicht der Ort, in Abgeschlossenheit zu verharren! Jeder müsse mitsingen! — Alois sang nicht mit. Da streckte sich ein Finger gegen ihn aus und lenkte alle Blicke auf ihn: „Jetzt müssen Sie allein weitersingen!" Und „Aufstehen! Aufstehen! Solo singen!" rief es ringsherum. Lachen und Händeklatschen erscholl. Alois wurde rot und saß steif wie ein Stock. Karl stieß ihn lachend an: „Los, Mann, steh auf!" Alois zitterten die Hände. Da packten ihn kräftige Fäuste von hinten unter den Armen, hoben ihn unter großem Hallo auf den Stuhl und hielten ihn fest, daß er nicht wieder herunterspringen und auch nicht um sich schlagen konnte, wozu er wohl Lust hatte.

Ja, da stand er nun, hoch über allen Köpfen, und sollte singen! Und wenn er nicht singen könne, hieß es, dann solle er brummen! „Wie geht's denn weiter?" fragte er ratlos. „Das Wandern ist des Müllers Lust", dritter Vers, er wußte ihn nicht. Man blies ihm vor und da war es nun nicht mehr zu umgehen, daß Alois Mehlig seine krächzende, vor Verlegenheit bebende Stimme erhob „Die Steine auch, so schwer sie sind . . ." An allen Tischen wurde mit Messern und Gabeln der Takt geschlagen. „Die Steine auch, so schwer sie sind . . ." Der Gesang wurde mit jedem Ton fester, die Stimme freier, die Haltung sicherer. „Die Stei—ei—ne . . ." Und Alois sang von den Steinen, und siehe, es war ihm dabei, als ob schwere Steine von seiner Brust rollten. Leichter ging ihm der Atem, leichter ward ihm zu Sinn wie einem, der einen schweren Gang hinter sich hat. Als er fertig war und alles Beifall klatschte, da lachte er laut und klatschte selber mit. Er erntete Schokolade und Zigaretten und gute, freundliche Worte, so daß ihm inmitten all der fröhlichen Menschen recht warm und behaglich wurde. Auf der Rückfahrt wurde er sogar ausgelassen und gab humoristische Sondervorstellungen vom Oberdeck aus wie auf einer Bühne. —

Der Wirt vom „Aalkasten" stand am Landungssteg und empfing die Heimkehrenden. Da sah er einen Mann, der ließ sich von zwei jungen Leuten tragen. Dem Mund des Mannes entströmten Witze, und um ihn drängte es sich und hielt sich den Bauch vor Lachen. „Nanu", fragte Ludwig, „war denn der auf der Hinfahrt auch schon dabei?" — „Nein", antwortete Karl schmunzelnd, „den haben wir erst unterwegs aus einem Steinsarg herausgebuddelt!"



Bunte Chronik



Reisewerbung in früheren Jahrhunderten.

Welch bescheidene Anziehungspunkte früher dazu genügten, um Reisende zum Besuch eines Seebades zu veranlassen, zeigen einige Beispiele aus alten englischen Reiseführern. So rühmte sich Eastbourne, ein Theater zu haben, in dem gelegentlich dezente Aufführungen stattfänden. Ferner eine Leihbibliothek, aber auch Billard· für die, die an Büchern weniger Geschmack finden. Cromer war wohl ein Verlobungsidyll, denn es warb besonders um reisende Junggesellen und Jungfrauen. Hastings war sehr moralisch; es erklärte: das Laster hat keinen Platz bei uns. Profitjäger, Spieler und Schwindler finden nur an anderen Orten Beschäftigung und Beute. Das Problem des Familienbades spielte bereits vor über 100 Jahren eine große Rolle. So ordnete Brighton an, daß Herren am westlichen Ende der Stadt zu baden hätten und die Damen soweit östlich wie möglich zwischen den Felsen. Der öffentliche Anstand, so heißt es in dem Reiseführer, muß gewahrt bleiben, denn ohne ihn kann keine Gesellschaft lange bestehen.



Lustige Ecke





„Entschuldigen Sie vielmals, Herr Krause, ich wußte nicht, daß Sie es waren!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.